

Ein aktueller
Erfahrungsbericht

Jüdisches Leben in Deutschland heute

Stephan J. Kramer

Wenn vom jüdischen Leben in Deutschland heute gesprochen wird, kann immer nur ein kleiner Einblick gegeben werden. Die Komplexität des jüdischen Lebens, ja der jüdischen Gemeinschaft ist so vielfältig, dass sie zu überblicken kaum jemand in der Lage ist. Die Betrachtung des jüdischen Lebens in Deutschland heute muss verbunden werden mit einer Betrachtung des Selbstverständnisses der Juden und Jüdinnen in der Bundesrepublik Deutschland und natürlich des Zentralrates der Juden in Deutschland.

Wenn vom Selbstverständnis der Juden in der Bundesrepublik Deutschland und auch vom Selbstverständnis des Zentralrates der Juden in Deutschland die Rede ist, so ist zunächst wichtig zu vermerken, dass es zu diesem Thema keine einheitliche Meinung gibt. Weder in der Bundesrepublik noch in den jüdischen Gemeinschaften anderer Staaten gibt es hierzu eine einheitliche Position. Sogar in Familien gibt es dazu unterschiedliche Meinungen. Eltern und Kinder vertreten teilweise sehr verschiedene Ansichten. Es ist auch nicht immer der Fall, dass die Eltern in der Vergangenheit leben, manchmal sind es gerade die Kinder, die immer noch, und das geht bis zur dritten Generation, nach mehr als fünfzig Jahren mehr Vorbehalte haben als die Generation der Überlebenden der Shoa, des nationalsozialistischen Holocaust.

Es wird in diesem Zusammenhang oft von der deutsch-jüdischen Symbiose gesprochen; nach unseren leidvollen Erfahrungen war es nur eine sehr einseitige

Liebe der Juden in Deutschland, die sich im vergangenen Jahrhundert besonders stark entwickelt hatte. In den Jahren vor und nach 1870 war Deutschland für die Juden, die in Deutschland lebten, und für die Juden der anderen, insbesondere osteuropäischen Länder sehr reizvoll. Manche sahen in ihm das „gelobte Land der Juden“. Dies war auch die Zeit, in der in Polen und Russland der jüdische Arbeiterbund entstand, eine politische Bewegung, die nicht mehr glaubte, dass es eine Wiederkehr in das Heilige Land geben könne, und die sich somit auch im krassen Gegensatz zu den Zionisten befand. Man muss wissen, dass zu diesem Zeitpunkt 85 Prozent der jüdischen Weltbevölkerung in Ost- und Mitteleuropa lebten, wenige in Westeuropa, da die spanischen und portugiesischen Juden schon viel früher nach Mitteleuropa ausgewandert waren. Polen und Russland waren Zentren des jüdischen Lebens. Andererseits fand eine starke Auswanderung von Juden aus diesen Gebieten statt. Die meisten dieser Menschen gingen in die USA, wenige emigrierten nach Palästina, einige gingen aber auch nach Deutschland.

Assimilation

Dies war die Zeit, als die Juden ihr Selbstverständnis entdeckten, hier in Deutschland auch ein Selbstbewusstsein. Die in Deutschland lebenden Juden betrachteten sich als Deutsche, fühlten als Deutsche und dachten als Deutsche. Wir brauchen uns nur in die Literatur der damaligen Zeit zu vertiefen, egal ob Heinrich

Heine nun zum Christentum übergetreten ist oder nicht. Viele glaubten, dass sie durch die Taufe einen leichteren Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft bekommen würden. Es gibt eine Reihe solcher Beispiele. Der Drang der in Deutschland lebenden Juden nach Assimilation war größer als in jedem anderen europäischen Land. Die Zahl der Konvertiten war sehr hoch. Dass diese Assimilation letztendlich nichts gebracht hat, das hat uns die Geschichte gezeigt. Die Liebe der Juden zu Deutschland hat sich auf Dauer als eine sehr einseitige herausgestellt.

Mitte der zwanziger Jahre oder eigentlich gleich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde der Antisemitismus stärker. Das deutsche Judentum jedoch galt als in die deutsche Gesellschaft integriert. In vielen anderen europäischen Ländern wurden die deutschen Juden als der Inbegriff der Identifikation jüdischer Menschen mit dem Land, in dem sie lebten, gesehen. Der Grad der Assimilation hatte zu einer Spaltung der Gemeinden geführt, da um die Jahrhundertwende eine starke Säkularisierung einsetzte. Es entstand ein liberales Judentum, das nahezu mit dem heutigen Reformjudentum, wie es nach der Auswanderung deutscher Juden in die USA starke Verbreitung fand, verglichen werden kann.

Bezeichnend für das Selbstverständnis dieses Teiles des Judentums war auch die Namensgebung ihres Interessenverbandes: Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Zugleich war das liberale Judentum in mancher Hinsicht aber auch ein kränkliches Judentum. In einigen Orten gab es sogar so genannte Austrittsgemeinden. Als Reaktion darauf entstand zum Beispiel in Frankfurt am Main die Israelitische Religionsgemeinschaft oder in Berlin Adass Jisroel, die beide auf einer religiösen und orthodoxen Basis fußen. Gemeinden dieser Art konnten und wollten sich nicht mehr mit den

liberalen Gemeinden identifizieren. Dieses Problem hat es in den osteuropäischen Staaten nicht gegeben. Dort blieb die Orthodoxie stark, und das liberale Judentum bildete nur eine Minderheit. In Deutschland war es mit einer Ausnahme genau umgekehrt: Im Landjudentum war die Orthodoxie stärker verbreitet als im städtischen Judentum. Ein sehr starkes Landjudentum hatte es bis zum Anfang der dreißiger Jahre in Deutschland gegeben. Größere Landgemeinden gab es in Westfalen – Unna ist ein Beispiel – oder Hechingen in Württemberg. Heute ist von dieser Form des Judentums nichts mehr übrig.

„Ausgetauschtes Judentum“

Das deutsche Judentum ist in den vierziger Jahren untergegangen. Von den knapp 600 000 Juden, die vor 1933 in Deutschland gelebt hatten – die Konvertiten sind in dieser Zahl nicht enthalten –, waren etwa 400 000 ausgewandert. Von den übrigen deutschen Juden haben lediglich 12 000 Menschen die Nazizeit überlebt. Und ein Teil dieser 12 000 hat nach 1945 Deutschland verlassen. Nach 1945 begann in Deutschland eine Entwicklung mit einem – wenn man so will – „ausgetauschten Judentum“. In jener Zeit sind etwa 250 000 bis 300 000 Juden durch Deutschland gewandert. Diese waren hauptsächlich Menschen, die die Konzentrations- und Vernichtungslager erlebt und überlebt hatten. Es waren Juden aus Osteuropa, die diese Lager überlebt hatten oder nicht in kommunistisch regierten Staaten leben wollten – sei es aus Polen, Rumänien oder Ungarn –, die nach Deutschland kamen, um von hier aus weiter auszuwandern. Aus den Lagern der so genannten *displaced persons* in der britischen und der US-amerikanischen Zone war eine Auswanderung möglich.

Anfang der fünfziger Jahre lebten nicht mehr als 25 000 Juden in Deutschland; diejenigen, die noch in Ostdeutschland

gelebt hatten, kamen mehrheitlich in den Westen. In der gesamten DDR lebten damals zirka 400 Juden. Und diese Zahl – 25 000 bis 30 000 Menschen – war bis zum Jahr 1989 eine konstante Zahl. 1989 ist auch in diesem Fall eine Zäsur, die die Struktur des Judentums in Deutschland veränderte und nicht nur die Bundesrepublik Deutschland als Ganzes. Zwar kamen in den Jahren zwischen 1950 und 1980 auch Juden und Jüdinnen nach Deutschland, aus der Tschechoslowakei oder aus Polen, aber zugleich fand eine stetige Abwanderung statt, wobei die meisten Juden Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre nach Israel, aber auch nach Nordamerika und Australien auswanderten.

Der Begriff „deutsche Juden“ war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr existent. Selbst Juden, die deutschen Ursprungs waren, bezeichneten sich verständlicherweise nicht mehr so. Dies ist auch heute noch der Fall. In den fünfziger Jahren gab es einen Spruch in der jüdischen Gemeinschaft: „Die Koffer sind schon gepackt.“ Es war nur die Frage, wann man weggehen würde. Und viele sprechen heute noch, nach vierzig Jahren, von ihren gepackten Koffern, wobei diese Koffer in der Realität gänzlich ausgepackt wurden. Doch ist dies ein Hinweis darauf, dass viele mit sich selbst, mit ihrem Innern nicht fertig werden. Sie wissen nicht, wie sie damit umgehen sollen, dass sie hier leben. Aber ihre Zahl wird immer geringer.

Immer noch als Fremde angesehen

Wir haben in der Bundesrepublik inzwischen zwei Generationen nachgeborener Juden. Es wäre anzunehmen, dass hier auch etwas Neues entstanden ist. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Das hängt natürlich auch mit der Vergangenheit zusammen, mit der Geschichte. Aber es hängt auch damit zusammen, dass von der großen Mehrheit der nichtjüdischen Gesellschaft auch ein hier geborener Jude,

der bereits in der zweiten und dritten Generation hier lebt, als ein Fremder gesehen wird. Die Mehrheit der Gesellschaft kennt keine Juden und weiß nichts über das Judentum. Das ist auch verständlich, leicht erklärbar, denn man muss danach suchen, um etwas zu erfahren. Das Judentum ist eben keine missionarische Religion. Seit 1950 lebt die Hälfte der Juden in Deutschland in nur drei Gemeinden, weitere zwanzig Prozent in weiteren drei Gemeinden. Der Rest, wenn man 1989 als Ausgangspunkt nimmt, zirka 9000 Juden, lebt in 70 Gemeinden, verstreut über das ganze Bundesgebiet. Bis 1989 lebten in Frankfurt am Main 5000 Juden und in Essen gerade einmal 120. Dies ist eine Zahl, bei der es schwierig wird oder fast unmöglich ist, dass ein Nichtjude einen Juden kennen lernt.

Aber, es kommt noch ein zweiter Faktor hinzu: An den Schulen wurde und wird über die Shoa, den nationalsozialistischen Holocaust, unterrichtet und auch über die Entstehung der Nazipartei. 1600 Jahre jüdischer Geschichte in Deutschland fanden und finden bis heute in den Schulen der Bundesrepublik Deutschland keinen Platz. Welcher Schüler weiß schon, dass sich bereits im Jahre 321 nach Christus in Köln am Rhein die erste jüdische Gemeinde auf deutschem Boden gründete? Den meisten Schülern ist aber auch nicht klar – genauso wenig wie dem größten Teil der übrigen Bevölkerung –, dass der Antisemitismus nicht am 9. Mai 1945 untergegangen ist. Wer am 7. Mai Antisemit war, wird nicht am 9. Mai zum Bekehrten, bloß weil am 8. Mai der Krieg zu Ende und die Befreiung gekommen war. Dieser 8. Mai wird von vielen in der Bundesrepublik nicht als Befreiung, sondern als Niederlage angesehen, und ich glaube, es gibt viele, die nicht begriffen haben, dass durch diese Kapitulation Deutschland vom Nationalsozialismus befreit wurde. Wir haben ja von deutschen Politikern gehört, die sich gewei-

gert haben – eine Einladung ist ja gar nicht erst gekommen –, an den Feiern zum fünfzigsten Jahrestag der Landung der Alliierten in der Normandie teilzunehmen. „Wir gehen doch nicht hin, um unsere Niederlage zu feiern“, lautete der Tenor, nicht von Gestalten aus dem rechtsextremen Spektrum, sondern von demokratischen Politikern des Deutschen Bundestages und einiger Landtage.

Merkwürdige Fragen

Nach 1945 war der Begriff der Nation „Deutschland“ für Juden ebenso wie für Nichtjuden ein Begriff, mit dem man nichts zu tun haben wollte, sei es aus Scham, sei es aus dem Wissen heraus, was geschehen war. Das Bekenntnis zu Deutschland war schwach ausgeprägt. Als dann 1950 der Zentralrat der Juden in Deutschland gegründet wurde, war es nahe liegend, dass er sich nicht Zentralrat der deutschen Juden nannte. Dieses war in den letzten zwanzig Jahren innerhalb des Zentralrates ein Punkt, über den nicht gestritten wurde. Erst in jüngster Zeit ist diese Frage immer wieder aufgeht.

Sind wir noch immer Juden in Deutschland, oder sind wir nicht deutsche Juden, zumindest diejenigen, die hier geboren wurden? Aber nachdem die Mehrheit der Bevölkerung die Juden immer noch als Fremde empfindet und behandelt, fühlen sich auch die in der zweiten oder dritten Generation Nachgeborenen zurückgewiesen. Sie bekommen das Gefühl, sich aufdrängen zu müssen, während sie deutsche Bürger sein wollen, sieht der Nachbar dies anders.

Ein Beispiel soll verdeutlichen, was Juden in Deutschland täglich erleben können, was auch ich immer wieder erlebe. So werden wir beispielsweise von wohlmeinenden Zeitgenossen als Mitbürger bezeichnet. Obwohl ich weiß, dass diese Formulierung gut gemeint ist, so muss ich doch fragen, was denn bitte der Unter-

schied zwischen einem Bürger eines Landes und einem Mitbürger eines Landes ist. Ist die Formulierung Mitbürger nicht die verklausulierte Formulierung für etwas Besonderes, ja für einen besonderen Bürger dieses Staates, sondern ebensolche wie alle anderen, und es sollte keinen Unterschied zwischen einem christlichen Deutschen und einem jüdischen Deutschen geben.

Als weiteres Beispiel will ich eine Begegnung zwischen Ignatz Bubis sel. A. und Werner Höfer nennen. Ignatz Bubis, so berichtete mir dieser, war in Baden-Baden zu einer Diskussionsveranstaltung eingeladen. Hinterher wurde er zu einem Abendessen gebeten, zu dem auch Werner Höfer und seine Frau eingeladen waren. Während des Essens fragte ihn Herr Höfer: „Herr Bubis, es würde mich interessieren, wie denn die fremdenfeindlichen Ausschreitungen in Deutschland in Ihrem Lande gesehen werden.“ Bubis erhielt solche Fragen täglich und antwortete: „In Hessen nicht anders als in Baden-Württemberg, Herr Höfer.“ Woraufhin Herr Höfer fragte: „Sie sprechen doch Hebräisch?“ Darauf entgegnete Herr Bubis: „Richtig, ich spreche auch Russisch, und ich spreche auch Italienisch. Was meinen Sie mit der Frage nach meinen Hebräischkenntnissen?“ An dieser Stelle mischte sich Frau Höfer ein und meinte: „Aber Sie sind doch Ausländer.“ Herr Bubis entgegnete darauf: „Die einzige Staatsangehörigkeit, die ich je besessen habe, war die deutsche. Und um Ihre nächste Frage gleich mitzubeantworten, ich habe auch nicht die doppelte Staatsbürgerschaft, und ich habe auch nie eine solche besessen.“ Frau Höfer saß den ganzen Abend kopfschüttelnd am Tisch, sie konnte es einfach nicht begreifen. Man hat sich dann nach dem Essen noch verabschiedet, und da bemerkte Herr Höfer: „Herr Bubis, ich wünsche Ihnen alles Gute und trotz allem auch alles Gute für Ihr Land.“

Hierauf erwiderte Bubis: „Ich danke Ihnen im Namen der Bundesrepublik Deutschland.“

Dies ist nur ein Beispiel. So etwas passiert jedem Juden jeden Tag in jeder Umgebung. Irgendwann ist man es aber leid, auf solche Fragen zu antworten, man kann dem zwar eine Weile mit Humor begegnen, aber eben nicht immer. Nun kommen andererseits viele und fragen: Warum nennt sich der Zentralrat immer noch der Zentralrat der Juden in Deutschland und nicht Zentralrat der deutschen Juden? Dies ist eine Frage, die täglich gestellt wird, mit der jeder Jude immer wieder im Freundes- oder Bekanntenkreis konfrontiert wird. Diese Frage zielt natürlich auf das Selbstverständnis der Juden in Deutschland.

Als Ignatz Bubis einmal ein halbbiografisches Interview gegeben hatte und selbiges nachher in einem kleinen Büchlein erscheinen sollte, gab er ihm den Titel „Ich bin ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“. Er wollte damit etwas deutlich machen. In den Jahren darauf sagte er zu seinen Freunden aber immer wieder, dass er vermutlich dem Buch einen anderen Titel gegeben hätte, wenn er über diese Entscheidung noch einmal hätte nachdenken müssen. Diese Änderung seiner Meinung hatte mit einer gewissen Ablehnung zu tun, die von einer Gesellschaft kommt, in der Antisemitismus noch immer vorhanden ist. Der Antisemitismus ist nicht stärker geworden, doch er war immer da. Für den Soziologen Alfons Silbermann sel. A., der viele Jahre Untersuchungen auf diesem Gebiet gemacht hat, gab es keinen Zweifel, dass bei zehn Prozent der Bevölkerung ein manifester Antisemitismus und bei weiteren zehn Prozent ein latenter Antisemitismus zu finden ist. Diesen Prozentsatz hat es immer gegeben, seit in den sechziger Jahren diese Untersuchungen begonnen wurden. Was sich allerdings geändert hat, ist die Offenheit, mit

der der Antisemitismus ausgesprochen wird. Vielen Antisemiten schien es bis vor zehn, vielleicht bis vor fünf Jahren nicht opportun, sich zu ihrem Antisemitismus zu bekennen, vielleicht genierten sie sich auch im Unterbewusstsein. Heute bekennt man sich dazu, und ich bewerte das aus jüdischer Sicht positiv, weil man so weiß, mit wem man es wirklich zu tun hat. Eine ganz besondere „Wendemarke“ in dieser Tendenz stellt die Rede von Martin Walser in der Paulskirche dar. Aufgrund dieser Rede sind die Hemmschwellen, nicht zuletzt auch in intellektuellen Kreisen, endgültig gefallen.

In einer solchen Situation ist es klar, dass das Selbstverständnis der Juden von eben diesem Zwiespalt geprägt ist. Es ist für junge Juden, die teilweise in der Bundesrepublik leben, teilweise aus dem Ausland hierher kommen, nicht einfach, mit Ablehnung und Distanz zu leben. Man kann nicht immer sagen: Ich bin doch Deutscher, ob es dir passt oder nicht, wenn es dir nicht passt, ist es mir egal.

Antisemitismus „salonfähig“ geworden

Antisemitismus, Hass auf die Juden ist 2000 Jahre alt. Schon Martin Luther gibt in seinem Buch „Von den Juden und ihren Lügen“ aus dem Jahre 1562, seinem letzten von acht Büchern, ein gutes Beispiel: „Die Juden sind ein solch verzweifertes, durchböstes, durchgiftetes Ding, dass sie vierzehnhundert Jahre unsere Plage, Pestilenz und alles Unglück gewesen sind und noch sind – wir haben rechte Teufel an ihnen [...] Man sollte ihre Synagogen und Schulen mit Feuer anstecken [...] unserem Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, dass wir Christen seien [...] ihre Häuser desgleichen zerbrechen und zerstören.“ Dies ist nur ein Beispiel aus der Masse von Luthers Hetzreden.

Viele Generationen von Forschern haben mit der Untersuchung des Antisemitismus ihren Lebensunterhalt verdient, und weitere werden das tun, ohne zu einem konkreten Ergebnis kommen zu können. Woher der Antisemitismus kommt, hängt immer von der Zeit ab, in der er auftritt. Jede Zeit hat ihre eigene Form des Antisemitismus, aber ein Medikament dagegen, eine Tablette oder eine Spritze ist bislang nicht gefunden worden, und ich denke, dass das auch nicht möglich ist.

In den vergangenen Jahren und auch heute erreicht den Zentralrat der Juden in Deutschland eine stattliche Anzahl von negativen, antisemitischen Briefen. Während die Post früher anonym war, trägt sie jetzt in neunzig Prozent der Fälle einen richtigen Absender. Unter den verschiedensten Vorwänden kommt in diesen Briefen der Antisemitismus zum Ausdruck. Auch findet sich immer noch ein christlicher Antijudaismus. So gibt es beispielsweise katholische Pfarrer, für die es immer noch eine Kollektivschuld der Juden an der Kreuzigung Jesu gibt. Der Antisemitismus geht also kreuz und quer durch die Gesellschaft, wobei kreuz und quer nicht als Kalauer verstanden werden soll. Eine weitere Form der „Qualitätssteigerung“ dieser Korrespondenz ist die Tatsache, dass selbst auf eine entsprechende Antwort des Zentralrates noch eine weitere Zuschrift mit Rechtfertigung und gar schlimmeren Klischees kommt. Antisemitismus ist eben „salonfähig“ geworden!

Allerdings gibt es in dieser Gesellschaft auch immer noch Leute, die meinen, dass sich der Zentralrat und ganz besonders seine Repräsentanten nur um die Juden zu kümmern hätten. Wir alle versuchen aber stets zu erklären, dass, wenn wir Juden ein Teil der Gesellschaft sind, ebenso wie die katholische oder protes-

tantische Religionsgemeinschaft, auch die Beschäftigung mit den Problemen dieser Gesellschaft zu den Aufgaben des Zentralrates gehört. Wir leben nicht nur für uns, sondern in dieser Gesellschaft, und es kann uns nicht egal sein, was sich in ihr abspielt. Es ist eine Selbstverständlichkeit, dass man sich gerade angesichts der Vergangenheit äußern muss. Auch wenn es dem einen oder dem anderen so vorkommt, als wäre das schon zu viel. Ich höre oft von nichtjüdischer Seite, manchmal auch von jüdischer Seite, dass es nicht verstanden wird, warum wir uns zu den Problemen der Sinti und Roma, der Schwarzafrikaner oder der Asylbewerber äußern. Dies sei ja nicht unser Problem, meinen manche. Diese Aussage wird oft mit dem Bekenntnis, kein Antisemit zu sein, verbunden. Man habe ja mit den Juden eine gemeinsame Kultur.

Wenn jemand anfängt zu erklären, dass er kein Antisemit ist, dann löst das schon Bedenken aus. Und wenn er dann auch von „gemeinsamer Kultur“ spricht und dieser den moslemischen Feiertag, Freitag, als Beispiel entgegenhält, dann wundere ich mich schon. Warum spricht er nicht auch vom Samstag? Er kennt zwar den Unterschied zwischen Freitag und dem christlichen Sonntag, aber er kennt anscheinend nicht den Unterschied zwischen dem jüdischen Shabbat und dem Sonntag.

Aus all diesen Begebenheiten entsteht ein abstraktes Selbstverständnis der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland, was sich natürlich auch in der Führungsriege des Zentralrates niederschlägt. Wie die Entwicklung in Deutschland weitergeht und ob damit das Judentum in Deutschland wieder entsteht, ist ganz besonders in diesen Tagen schwer abzusehen. Aus meiner Sicht wird es nicht allein an den Juden selbst liegen, ob es ein deutsches Judentum in Zukunft geben wird.